

FRAUENKIRCHE

Der Mörtel der Dresdner Frauenkirche besteht aus Eiern und Quark

Fürs erste muss gesagt werden, die Frauenkirche ist schon ein großartiges Gebäude, und fürs zweite, dass sie wieder in Dresden steht, ist noch einmal großartig. Das Zweite, nämlich das ZDF, hatte dies auch mit einem großartigen Film gewürdigt, der nur einen kleinen Mangel aufwies. Er enthielt Details über die Geschichte der Frauenkirche, die nicht authentisch waren, so die widerständische Rolle des Pfarrers in der Zeit des Nationalsozialismus. Diesen Pfarrer spielte Wolfgang Stumph, der dazu und in Bezug auf den Wahrheitsgehalt der vorgeführten historischen Fakten beide Augen zudrückte. Nun steht ↑Stumpi für viele Zuschauer auch für Authentizität, die nimmt er für sich auch gern in Anspruch. Es nützt ihm daher wenig, wenn er sagt: Hört mal, liebe Leute, ihr wisst doch, authentisch ist Stumph in einer Rolle nur, wenn sie mit »St« beginnt wie Stubbe, Stankoweit, Struutz . . ., der Name des im Film dargestellten Pfarrers beginnt nicht mit »St«. Inzwischen sagt Wolfgang Stumph, es sei für ihn ein Fehler gewesen, diese Rolle im Film zu spielen, immerhin habe dieser jedoch, was ja nicht wenig ist, viel Aufmerksamkeit und Sympathie für die Stadt und ihre Frauenkirche geweckt. Nun ja, manche Irrtümer entstehen durch Augenzudrücken. Dabei weiß doch jeder, mit den zweien sieht man besser.

Aber zurück zu dem anderen Irrtum. Dass die Frauenkirche zu Dresden wieder in neuem Glanze zu bewundern sein würde, daran hatte über vierzig Jahre schon keiner mehr geglaubt. Dass der Mörtel tatsächlich aus Eiern und Quark besteht, sollte man lieber nicht glauben, schon weil die Sachsen Süßmäuler sind. Seit 2005 gibt es die alte, neue Frauenkirche wieder als den »vollendeten Kirchenbau der protestantischen Welt«. Das Meisterwerk des Ratszimmermeisters George Bähr, dessen Lebenszeit von 1666 bis

1738 reichte, entstand seinerzeit in siebzehnjähriger Bauzeit und verschlang die horrenden Summe von 288 510 Talern. Die glockenartig geformte Kuppel »mit steinerner Laterne, vergoldetem kupfernen Knopf und eisernem Kreuz« wurde 1743 vollendet und blieb weltweit ohne Beispiel. George Bähr aus dem erzgebirgischen Fürstenwalde erlebte das Ende der Bauarbeiten nicht mehr. Der Legende nach hatte er sich, als zweiundsiebzigjähriger Greis, vom ständigen Kampf um sein Werk müde und krank geworden sowie von Selbstzweifeln geplagt, am 16. März 1738 zur Kirchenbaustelle auf das Gerüst geschleppt und in die Tiefe gestürzt. Eine Legende und noch dazu gruselig. Nur das Todesdatum stimmt. Der schwindsüchtige und bettlägerige »Meister Bähr« starb in der Obhut seiner Frau Johanna Juliane in seinem Wohnhaus auf der Seegasse. Aber das nur nebenbei, womit schon angedeutet ist, dass das neue alte Bauwerk nicht geschichts- und legendenlos ist.

Eben so sollte in das Reich der Fabel verwiesen werden, dass der beim Bau verwendete Mörtel aus Eiern und Quark bestanden hätte. Richtig ist, dass in etwas älterer Fachliteratur die gute Qualität des historischen Mörtels auf »geheimnisvolle Zusatzmittel« wie Milch, Eier, Quark, Honig, Zucker, Essig, Wein, Bier oder Blut zurückgeführt wird. Bislang allerdings fehlt jeder fachlich stichhaltige Nachweis dafür, dass diese Zusatzstoffe den Mörtel positiv beeinflusst hätten oder dass sie überhaupt beigemischt worden sind. Als gesicherte Erkenntnis hingegen kann allein der Zusatz von Magermilch oder Magerquark vor allem bei Putzmörtel betrachtet werden.

Fest steht auch: Beim weltweit Aufsehen erregenden Wiederaufbau von 1994 bis 2005 des durch anglo-amerikanische Bomber im Februar 1945 zerstörten Gotteshauses wurde ein »speziell auf die alte Bausubstanz abgestimmter Mörtel« eingesetzt, »der zuvor an einer Probewand aus Postaer Elbsandstein getestet wurde«. Dieser Traß-Kalk-Verfugmörtel weist beinahe die gleichen Festig-

keitswerte wie das alte Mauerwerk auf – ganz ohne Eier- und Quarkzusatz. Und mal ganz ehrlich, aus Eiern und Quark machen mir doch lieber ↑Eierschecke.

Jürgen Helfricht. Die Dresdner Frauenkirche. Eine Chronik von 1000 bis heute. Husum 2003; Reinhard Delau. Die Frauenkirche. Eine Chronik 1722 bis heute. Dresden 2004; www.baufachinformation.de/denkmalpflege



FREISTAAT

Die Sachsen sind freier als andere Deutsche

»Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand« – von diesem Motto ließen sich schon die Gründungsväter der Weimarer Republik leiten. Um ihren Anspruch auf Freiheit von monarchischer Bevormundung deutlich zu machen, nannten sich daher nach der Novemberrevolution von 1918 fast alle deutschen Länder »Freistaat«. So gab es einen Freistaat Preußen, einen Freistaat Württemberg, einen Freistaat Bayern, einen Freistaat Thüringen, einen Freistaat Mecklenburg-Schwerin und so weiter. Sachsen war hier also keine Ausnahme.

Nachdem die sächsischen Arbeiter- und Soldatenräte am 10. November die Republik ausgerufen hatten und Friedrich August III. (↑Anekdotenkönig) drei Tage später seinen Hut nahm, wurde zunächst ein sechsköpfiger Rat der Volksbeauftragten als Regierung eingesetzt. Dieser Rat rückte bald von den ursprünglichen Zielen der Revolution ab: Anstatt die Enteignung allen Privateigentums und die Auflösung Sachsens zugunsten eines sozialistischen deutschen Einheitsstaates zu betreiben, ebnete er den Weg für die parlamentarische Demokratie. Im Februar 1919 wurde eine Volkskammer gewählt, die sich daran machte, eine Verfassung für den neuen »demokratisch-sozialistischen Freistaat« Sachsen zu entwerfen. Diese Verfassung trat im November 1920 in Kraft.

Mit der neuen Freiheit war es allerdings nach 1933 schnell vorbei. Schon bald nahm das »Gesetz über den Neuaufbau des Reiches« den deutschen Ländern ihre Hoheitsrechte und machte alle Landesbehörden faktisch zu Reichsbehörden, deren Beamte vom »Führer« ernannt wurden (↑Monarchie). Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs kehrte dann leider keineswegs die Freiheit nach Sachsen zurück. Zunächst hatte die sowjetische Besatzungsmacht das Sagen, und 1949 begann dann das straffe Regiment der DDR-Regierung in Berlin. Deren zentralistischer Politik fielen 1952 die deutschen Länder ganz zum Opfer: Vom einstmals freien Freistaat Sachsen blieben die drei unfreien Bezirke Chemnitz (später Karl-Marx-Stadt), Dresden und Leipzig übrig.

Im Westen bezeichneten sich nach 1945 allein Bayern und Baden wieder als Freistaat, wobei Baden nach der Vereinigung mit Württemberg 1953 auf diesen Namen verzichten musste. So hielt Bayern als einziges deutsches Land die freiheitliche Tradition hoch – bis am 3. Oktober 1990 auf der Albrechtsburg in Meißen der Freistaat Sachsen feierlich neu begründet wurde. Seitdem wähen sich die meisten Sachsen – in schöner Verbundenheit mit den Bayern und den Thüringern (die seit 1993 wieder in einem Freistaat leben) – ein ganz klein wenig freier als alle anderen Deutschen. Allerdings handelt es sich dabei wirklich nur um eine gefühlte Freiheit, denn eine rechtliche Bedeutung hat die Landesbezeichnung nicht.

Reiner Groß. Geschichte Sachsens. Leipzig 2004



FUMMEL

Fummel sind Kleider und meistens recht teuer

Kann durchaus sein. *Der Fummel* ist auf jeden Fall der sächsische Begriff für Bekleidung. *Die Fummel* dagegen muss nicht unbedingt teuer sein. In Meißen ist man schon mit schlappen zwei Euro dabei, wenn man sich eine Fummel leisten will. Ja *eine* Fummel. Ist ja auch nicht gerade viel dran an ihr: ein Löffelchen Fett, eine Messerspitze Salz, ein Tässchen Mehl, Wasser oder Eigelb und saubere meißnische Luft! Die Fummel nämlich (oder Fommel wie sie früher auch genannt wurde) ist nichts weiter als eine »länglich zugespitzte, innen hohle und daher extrem zerbrechliche Teigtasche aus Nudelteig«. Die Herstellung der Fummel scheint denkbar einfach, gelingt aber nachweislich, der benötigten besonderen Luft wegen, nur in Meißen. Entsprechende Versuche in Leipzig, Dresden oder Riesa waren deshalb von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Man verrührt also, sofern man sich in Meißen aufhält, Fett, Mehl und Salz zu einem möglichst festen Teig, den man sehr dünn ausrollt und anschließend in Stücke schneidet, die im Durchmesser nicht größer als fünfzehn Zentimeter sein sollten. Die Hälfte des Teilstücks wird nun mit Wasser oder Eigelb bestrichen, die andere Hälfte darüber geschlagen und die Ränder kräftig zusammengedrückt. Schließlich wird – jetzt kommt's – mit einem Stroh- oder Plastehalm Meißner Luft eingeblasen und dann die Fummel bei nicht zu starker Hitze im Ofen ausgebacken. Wer es mag, streut Puderzucker drüber.

Die Meißner Fummel soll schon am Hofe ↑August des Starken als Nachtschgebäck beliebt gewesen sein, urkundlich nachgewiesen ist sie aber erst seit 1747 – und August starb 1733. Sie hat weder einen besonders guten Geschmack, noch erheblichen Nährwert, dafür aber eine richtig schöne Entstehungsgeschichte und die geht so: Zu Zeiten des Kurfürsten von Sachsen verkehrte täglich ein Depe-

schenreiter zwischen der Residenzstadt Dresden und Meißen. Dieser kehrte, ein Reitverbot für angesäuselte Kuriere gab es noch nicht, auf dem Rückweg gerne in die eine oder andere am Wege liegende Wirtschaft ein und sprach kräftig dem Landwein zu. Was zur Folge hatte, dass er hernach mitunter vom Pferde fiel, was ihm und seiner Posttasche, nebst kurfürstlicher Korrespondenz, gar nicht gut bekam. Der deshalb erboste Landesherr verdonnerte die Bäcker in Meißen dazu, ein ausgesprochen fragiles Gebäck zu erfinden, dessen Transport zu Pferde nur von einem absolut nüchternen Postillion bewerkstelligt werden konnte. Wie nicht anders zu erwarten, rauschte der beargwöhnte Depeschenreiter durch den Alkoholtest, offerierte bei Hofe eine »schlimm lädierte« Fummel in tausend Stücken und verlor seinen Job.

Noch heute, vermeldet eine durchaus ernst zu nehmende Legende, sollen die Dresdner, Leipziger und auch die Riesaer Frauen ihre Männer nur nach Meißen fahren lassen, wenn sie ihnen versprechen, eine vollständig intakte Fummel mitzubringen . . . In der Zwischenzeit gehen sie vermutlich schobben und kaufen sich einen teuren Fummel.

Mario Süßenguth. Der kulinarische König. Essen und trinken wie August der Starke. München und Berlin 2002; Deutschlands kulinarisches Erbe. Cadolzburg 1998



FÜRSTENSCHULEN

**Nomen est omen – Fürstenschulen waren
elitäre Bildungsstätten für Adlige**

Wer was werden will, braucht eine gute Ausbildung und wer was hat, kann sie sich leisten . . . Nee, nee – diese Erkenntnis ist schon viel älter. Und wo gibt es heute schon noch Fürstenschulen und gebildete Adlige? Dabei waren Fürstenschulen gar nicht für Adli-